

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 293. Bromberg, den 23. Dezember. 1934





Weihnachtsgebet

Heil'ge Nacht! Wie senkest du
Dich so trostreich auf die Erde,
Daß uns allen Friede werde,
Segensreiche Weihnachtsruh.

Wundernacht! Aus dunklem Stall
Strahlt das Kind als Weihnachtssonne,
Füllt den Stall mit Himmelswonne
Und das finst're Erdental.

Heil'ger Herr! Da dunkles Leid
Mich jetzt schmerzt und all' die Meinen,
O, drum laß' Dein Licht uns scheinen,
Bester Trost in Traurigkeit!

Friedefürst! Gib Frieden Du,
Wie die Welt uns nie kann geben.
Friedelos ist unser Leben,
Schenkest Du nicht Fried' und Ruh'.

Christkind! Fehlte ich auch oft,
Drücket mich so manch' Verschulden,
Du bist Gnade, Lieb' Geduldén!
Darauf nur mein Herze hofft.

Heiland! Komm' doch auch zu mir!
Licht in allen Dunkelheiten!
Leucht' mir durch die dunklen Zeiten!
Leucht' voran mir, — heim zu Dir.

Susanna Gerlich

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

Urheberschutz für (Copyright by) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück Sa.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

An diesem Nachmittag stiegen indessen Leni und Steff nebeneinander mit ihren Skiern über Senkungen und Hänge aufwärts, immer höher und tiefer in eine lautlos weiße Einsamkeit. Vom Waldrande nur rieselte manchmal gefrorener Schneestaub in tintige Schatten.

Steff hatte eine seligprickelnde Wärme im Blut. Einen Ledergurt um seinen dunkelblauen Sweater geschnallt, jünglinghaft schlank und elastisch belebt, stieg er weit ausholend.

Ihre Skispuren zogen tief einschneidend, dicht nebeneinander durch den Schnee. In dieser gegenseitig stummgefährlichen Anziehung nahmen ihre Gespräche weite Umwege. Über Landschaft, Liebe zu den Tieren, Bücher und Sport unterhielten sie sich. Nur in seinen Augen blitzte zuweilen eine schwüle Attacke auf, um bei ihrem beklommen fluchtbereiten Reagieren sofort befriedigt sich wieder zurückzuziehen in irgendeine gleichgültige Bemerkung.

„Herrlich ist es hier oben!" erklärte Leni entzückt.

Sie standen sich begeistert gegenüber.

„Die Abfahrt, die wird jetzt schön! Fahren Sie schon lange?"

„Seit vorigem Winter erst. Aber ich habe es ziemlich rasch erlernt."

„Das glaub' ich schon", bemerkte Steff mit einem sehnenden Gleitblick über ihre Gestalt.

Leni machte empfindsam eine unsichere Bewegung und sprach dann übermäßig rasch weiter. „Im Anfang stürzt man ja in einem fort. Aber jetzt!" Sie lächelte kindlich stolz. „Sie werden ja sehen!"

„Also da soll ich ein Stück vorausfahren? Aber dort unten, man sieht das von hier aus noch schlecht, kommt sehr übrraschend ein tiefer Graben. Werden Sie den übersetzen können?"

„O ja! In so etwas hab' ich schon eine große Übung."

„Gut! Dann werde ich dort auf Sie warten!"

Und dann kam, in einem kleinen Abstand, eine wunderbar sausende Talfahrt. Schneestaub spritzte ihr hoch entgegen und zog hinter ihr surrend weg. Ein schneidender Luftzug trieb ihr die dunklen Locken über den Mützenrand hinaus.

„Sie fahren ja fabelhaft!" rief er ihr von weitem anerkennend entgegen mit einer windabgetriebenen Stimme. Er stand schon und wartete.

Leni machte die Augen ganz schmal gegen die jagende Kälte und lachte glückselig frohlockend, durch seine Bewunderung zu Außergewöhnlichem voll Grazie bereit. Mit einem atemlosen Hochgefühl kam sie daher, überfuhr blitzschnell ein umfangreich in ihre Bahn gezeichnetes Herz, sich erst später, die Skier schon in der Luft, benommen dieses Liebessignals bewußt werdend, und landete infolgedessen auch körperlich in einer nicht ganz programmmäßigen Hingebung längs vor ihm liegend.

Steff sprang erschrocken zu und half ihr sich aufrichten. „Haben Sie sich weh getan? Oder irgendwo verletzt?"

„Nein! Das nicht!" Sie lächelte zwar etwas schmerzlich dazu. „Es ist mir diesmal nicht so gut gelungen!" meinte sie ganz kleinlaut, während er ihr sorgfältig den Schnee abklopfte. „Ich wollte es gerade sehr schön zeigen!"

„Nun, häßlich war es ja nicht!" versicherte er ernst. „Die Hauptsache ist, daß Ihnen nichts passiert ist. Warten Sie!" Er zog sein Taschentuch. „Sie sind ja immer noch ganz voll Schnee überall." Er wischte ihr vorsichtig sanft alles aus Wolle und Haar und erwies sich noch besonders umsichtig, indem er ihr gewissenhaft lange den Schneestaub dann auch noch im Rücken aus dem in stiller Bereitschaft vorgebogenen Hals blies und ebensolchen aus den vibrierenden Wimpern.

Sie zwinkerte konstant in seinem warmen Hauch, unglaublich angenehm blind. Erst als er sie wieder für sehkräftig genug seinem heftigen Atem entließ, sah sie am Boden ihre durch den Sturz zerrissene Halskette mit großen braunen und roten Holzkugeln im Schnee liegen.

„Je! Das ist aber schad'!" bedauerte auch er, und sie begannen hockend ihre Sammelarbeit. „Das läßt sich doch wieder auffädeln, nicht? Das hat Ihnen so nett gestanden!"

Sie nahm sie aus seiner Hand dankend in Empfang. „O ja! Auffädeln kann man's schon. Jetzt brauchen Sie nicht mehr vorauszufahren, jetzt haben Sie's ja schon gesehen!" seufzte sie gedemütigt. Und sie fühlte sich stellenweise doch etwas geprellt.

„Ja", antwortete Steff, gebückt ihr den rechten Skiriemen schnallend. „Das Getrennte hat überhaupt wenig Sinn!"

*

Fräulein Hermine Polster hatte nach ihrer Ankunft, Stärkung und völligen Erwärmung eine lange instruktive Unterredung mit dem Kapitän. Sie nickte immer wieder zustimmend und zog das „Ja" meist mit einem tiefen Schluchzer aus ihrem üppigen Busen. Alles an ihr war weich, zerfließend, überquellend, seelenvolle Weiblichkeit, die leider auf den Kapitän vollkommen eindruckslos blieb. Sie vibrierte augenscheinlich nach ihrem Ressort und stöhnte förmlich auf vor Teilnahme bei dem Gedanken, daß er als Mann bisher all dem so ganz allein gegenübergestanden.

Der Kapitän übergab ihr die Schlüssel von Speisekammer und Wäschekästen und betonte im Gespräch besonders, daß seine Anordnungen als unumstößlich zu betrachten seien und er auch bei allem und jedem gefragt werden müsse. Aber ihre rundwarme Sanftmut gab seinen Energien keinen Widerstand. Es war also anzunehmen, daß es mit ihr gehen würde.

Währenddem stand Frau Marie Wammerl in Anwesenheit des guten Mauritius mit Generalstäblerblick in der Küche, vorläufig nur geistig Besitz ergreifend. Inspizierend wiegte sie ihren Kopf mit der falschen Zopfkrone, in dem etwas dunkleren Farbton in Schwarz und Grau. Und strich sich über dem Bauch die blendend weiße Schürze glatt.

„Bei der Frau Gräfin ham mir alls aus Alluminium g'habt. Des ganze Kupferg'schirr, des is gar net zu brauchen mehr heutzutag. Wer kocht denn noch in so was? Wo geht denn da der Ausguß hin? Ah, dort aussa ... ah so! A eing'mauerte Abwasch, des wär halt des Praktischere! Ihr waschts alls no in an Schaffl? Ah so! ... Wo is denn da die Wasserleitung? Ah, a Wasserleitung is gar net herinat! Ah so! ... Der Herd is a schon hübsch an oilts Kaliber! Ah so!! Des Wandl is a aus Kupfer! Ah so!! Des is a Kölden, die Steinplatten da! Gölns! Mir ham halt oills mit Linoleumbodenbelag g'habt. Da is allweil kema die Frau Gräfin ..." Sie wurde hochdeutsch in ihrer Erinnerung. „Marie, hat sie zu mir gesagt, daß Sie nur keine kalten Füße nicht kriegen!" Sie seufzte: „Ja, die hätt' net so fruah derleft werdn solln. Dös woar eine Perle von einer Herrschaft! San Sie schon lang hier in dem Haus?"

„Jo! I bin Boy!"

Frau Marie Wammerl war im gefährlichen Alter. Sie sah ihn wohlgefällig an: „Alsdann, wermas halt probiern! Sie werdn halt a bisserl meine rechte Hand sein und mir unter die Arme greifen!"

„I woaß net!" sagte er mißtrauisch reserviert. Auf die Küche war er neidisch. Er hatte sie schon so lange alleine gehabt.

*

Auf Lenis weitem Empirebett lagen Kleider, Jumper und Wäschestücke in reizendem Farbendurcheinander, und kleine Schuhe standen im Weg. Sie selber ging zufrieden ordnend hin und her. War befriedigt über eigene Kämme, Zahnbürsten und Schwämme. Als sie von dieser unvergleichlich schönen Skipartie am Spätnachmittag nach Hause gekommen war, war inzwischen ihr Koffer auch gekommen. Auf ihrem Wege zum Schrank blieb sie im Vorübergehen manchmal vor dem großen Spiegel stehen und hielt ein oder das andere Kleid probeweise vor sich hin, unentschlossen, was sie für heute abend anziehen solle. Endlich war sie mit dem Einräumen fertig und fing an, mit vierfacher Seide die Kugeln im Schloß an ihre Kette zu fädeln.

Da begann an der Türe ein feines Rutschen und Krabbeln. Xandi drückte, vorsichtig nach der Treppe zurückhorchend, mit dem unruhigen Gewissen eines kleinen, noch nicht sehr geriebenen Einbrechers seine runde Nase dicht an den Spalt.

„Du, hörst du?" rief er signalisierend hinein. Die linke Gangseite mit den Fremdenzimmern war ihm ein streng

untersagtes Gebiet. „Darf ich zu dir hineinkommen?" wisperte er, schwach hoffend.

„Ja natürlich, mein Xanderle! Komm nur!" Kam es überraschend gastfrei und liebevoll zurück.

„Uh!!" machte er innen noch vor Anstrengung, die Türe ja wieder recht gut und sicher zu verschließen. Dicht vor ihr blieb er stehen. „Oh! Das kann ich auch!" erklärte er erfreut, Leni bei so kinderleichter Tätigkeit anzutreffen.

„Nein, Xanderle. Die muß ich mir schon selber fertig machen. Aber vielleicht bleibt mir eine schöne Kugel übrig. Die kannst du dann haben."

Er nickte einverstanden und wandte sich anderem zu. Am Marmortischchen vor dem goldenen Spiegel hatte Leni ihre Toilettengegenstände aufgebaut. Mit kleinen silbernen Büchsen, Flacons und bunten, lustigen Schachteln. „Was hast du denn da drin? Kann ich schaun?"

„Ja schau nur!" gab Leni ohne besondere Toilettengeheimnisse unbedenklich und freundlich zu allem ihre Erlaubnis.

„Du bist eine Liebe!" sagte er anerkennend und blies aus einer runden Schachtel vergnügt den Puder heraus auf den Teppich. Aber plötzlich wandte er sich ihr wieder bedenklich zu. „Sag es nicht dem Papa, daß ich da bin! Sonst schimpft er!" Und dabei fiel ihm wieder die ganz große Neuigkeit ein, eine furchtbare Neuigkeit, beinahe hätte er sie vergessen. Er drehte ihr Kinn mit der Hand geheimnisvoll zu sich herüber. „Weißt du schon! Es ist eine gekommen! Ich hab sie gesehen!" Er suchte mit formulierend gerolltem Mund nach dem passendsten Ausdruck: „Sie ist eine geschwwwulstige!!"

„Was ist denn das um Gottes willen?"

„Geschwwwulstige!? Das weißt du nicht?" verwunderte er sich überlegen. Er machte etwas zurückgelehnt eine rundgreifende Armbewegung, mit aufgeblasenen Backen: „Schau! So eine! Ich mag sie aber nicht, die Gschwwwulstige„ Gschwwwammsige Pammsige . . . Mommsige!" variierte er selbst entzückt sein erfundenes Wort, noch lange vor sich hin, als er bemerkt hatte, daß Leni herzlich darüber lachen mußte.

*

„Ja, da hast du recht! Das ist ja fabelhaft romantisch hier!" begrüßte Hanna in der Halle, an ihren Stulphandschuhen knöpfend, um sich viele Koffer, ihre kleine Kusine. Sie war groß, schlank, mit schmalen, schläfrigkühlen Augen, und betrachtete sich Menschen und Dinge immer unter langen Lidern und mit leicht zurückgebogenem Kopf. Im ganzen hatte sie etwas eckig Sezessionistisches.

Dem Kapitän war ihre moderne Aufmachung unsympathisch. Jedoch, man war ja leider jetzt gezwungenermaßen in erster Linie Geschäftsmann. Aber die ganze Haltung des eingebildeten, expressionistischen Frauenzimmers regt ihn noch nächtlich dazu an, eine ellenlange strenge Hausordnung zum Druck vorzubereiten, die in jedem Fremdenzimmer zur gefälligen Beachtung sich in Kürze befinden würde. So etwas war in einem solchen Betrieb unbedingt notwendig. Zumal sich auch schon ein junges Paar auf der Hochzeitsreise angesagt hatte und eine nach Höhenluft dürstende Dame aus Passau.

Er sah mit stolzer Genugtuung seinen Bruder an: „Da hast du's gleich! Wenn ich etwas organisiere, wie da alles klappt!" Man war nicht umsonst jahrelang Kapitän der „Kleopatra" gewesen. Es war kein Zweifel mehr. Brunftwiesen hatte als Fremdenpension eine unerhörte Zukunft!

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtssitten und Gebräuche.

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

So stark die Gegensätze sind, durch die sich die Gewohnheiten der nordischen Völker von denen des Südens unterscheiden, es fehlt ihnen doch nicht an gemeinsamen Charakterzügen, die Bindeglieder bilden und immer an die Frage des gleichen Ursprungs erinnern. Die Feste, die zur Zeit der Wintersonnenwende gefeiert werden, sind im Süden freilich anders gestaltet als im Norden, aber wenn wir ihnen näher kommen und den Gewohnheitskreis der Griechen und Römer betrachten, werden uns Wesenszüge von allgemein europäischer Geltung nicht entgehen.

Die Zeit der Jahreswende pflegten die Germanen in ungetrübter Freude zuzubringen. Zu Wotans Ehren wurde auf dem Herde der Julklotz angezündet und auf den Bergen das Feuerrad geschwungen. Es war ein Fest des Lichtes, hervorgegangen aus der Feuerverehrung, als dessen fernsten Ausläufer man den Weihnachtsbaum erkennen kann, wenn dieser auch auf dem Umweg über den Osten erst in der neuen Zeit bei uns allgemein wurde.

Von tiefer Ahnung waren die Völker des Altertums, im Süden wie im Norden, ergriffen, als sie den Quell alles Daseins in der Sonne erblickten. Bewußt sieht der gegenwärtige Mensch Licht und Leben gleichbedeutend nebeneinander und erfaßt symbolisch unter dem Christbaum als Leben, „was da wandelt im Licht".

Johannes der Täufer sagte nach der Heiligen Schrift: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", und der Kirchenvater Ambrosius, der sich mit Einrichtung des Weihnachtsfestes gern beschäftigte, erklärte diesen Satz dahin, daß am Geburtstag Christi der Tag zu wachsen, am Feste des Johannes abzunehmen beginne. So vereint sich das Fest christlicher Hoffnung mit der Feier des wiederkehrenden Lichts.

Mit der Wintersonnenwende schließt das Jahr seinen Ring; die Gebräuche fast aller Völker lassen diesen Tag oder vielmehr Abend mit frohen Schmausereien und gegenseitigem Schenken begehen, und ihre Sagen preisen die Wiedergeburt der Erde mit Frühlingsbildern. Am Brunnen der Elisa sollen die Rosen in der Weihnachtsnacht aufblühen, und manche fränkische, manche hessische Chronik berichtet von wundersamen Apfelbäumen, die in der Christnacht den „Dräntleinsapfel" tragen. In einer Schrift zu Lohr am Main steht über den Gebrauch, Äpfel an den Weihnachtsbaum zu hängen: „Einst, erzählten alte Leute, sei viel Redens von den Dräntleinsäpfeln gewesen, das aber nun verschollen sei."

Der Zauber, der das Walten der Naturkräfte in kindlicheren Zeiten umgab, lebt noch in Sitten und Sagen fort. Man fühlte die Wucht eines großen Geheimnisses auf sich lasten und sah Wunder, wo sich später gesetzmäßiges Werden erkennen ließ. Das allegorische Zeichen des Jahres ist ein Rad; seine Speichen bedeuten die zwölf Monate. Wenn sich das Rad wendet, kehrt die Sonne zurück. Von diesem Rollen stammt der nordische Name des Festes „Jul". Die Tradition der Sitten und Gebräuche ist von großer Zähigkeit, sie überlebt Geschlechter und Bücher. Als Papst Liberius im Jahre 352 das Fest der Geburt Christi auf den 25. Dezember festlegte, erhielt die Feier manche Züge von dem schon vorher festlich begangenen Epiphaniastag. Mit der Wintersonnenwende vermählte sich dann die Überlieferung von der Tempelweihe des Alten Testaments.

Die Nacht, die dem Feiertag voranging, wurde zum lichtstrahlenden Weihnachtsabend. In Kirchen und Häusern sollte es hell bleiben, weil göttliche Freude über Christi Geburt darin verkündet wurde. Wie bei den heidnischen Ahnen gewaltige Feuer brannten, um das Dunkel der nebelschweren Nacht zu durchdringen, nach deren Ende der Sonnengott neu gekräftigt erscheint, so leuchteten seit Verbreitung des Christentums Lichter auf festlicher Tafel, den Anbruch einer neuen Zeit froh zu begehen. Das Jahr kennt nur diesen einen heiligen Abend, diese eine heilige Nacht, die im Althochdeutschen das Wort „Winaht" bezeichnete. Es kommt von wih" — heilig oder geweiht, ein Ausdruck, den man den Hainen und Altären der Gottheit beilegte. Als Verkündigerin von Licht und Hoffnung wurde diese Nacht im natürlichen und im symbolischen Sinn stets freudig begangen.

Wie unsere Vorfahren den Göttersieg über den Riesen, der die Herrschaft über das Licht zurückerobert, mit lautem Jubel begrüßten, strahlte Rom im Glanz der üppigen Saturnalien, von denen aus die große Schenkfreude des Abends über die Welt ging. Manche Erinnerung an vergangene Lustbarkeit, mancher fröhliche Brauch der antiken

Welt blieb dem christlichen Weihnachten erhalten und mischte sich als Brauch und gern geübte Sitte der frommen religiösen Überlieferung.

Im 16. und 17. Jahrhundert steigerte sich bei den Deutschen die allgemeine Freude. Aus diesen Tagen haben sich nur einige Gerichte in die neue Zeit herübergerettet. Vor allem sind es die Pfeffer- oder Lebkuchen, deren berühmteste Gattung aus Nürnberg stammt. Die ältesten zeigten Tierformen, ganz ähnlich denen, wie sie die ägyptischen Opferkuchen aufweisen.

Süße Kuchen, vergoldete Früchte begleiteten die sonstigen Gaben, soweit wir zurückschauen. Überfluß soll herrschen und niemand traurig sein, denn das Rad hat sich wieder der Sonne zugewendet, die Sitte gebietet dementsprechend, nicht nur Not zu lindern, sondern Freude zu bereiten. Wo der Lichterbaum als Symbol noch nicht im Gebrauch war, setzten die Landsleute Tannen- und Fichtenzweige vor ihre Haustür, wie sie es zu Pfingsten mit frischen Birken tun. Der Tannenbaum ist ein Fürst im deutschen Nadelwald, ein Bild der Kraft. So wurde er mit Recht der Inbegriff jener Sitten, die aus der Weihnachtsstimmung hervorgegangen sind. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts schmückt er, mit Flittergold und süßen Dingen behängt, den festlichen Tisch, einst mit Lichtern, jetzt meist mit bunten elektrischen Birnen erleuchtet.

Aus dem Symbol freudiger Erntehoffnung, die anfangs in rotwangigen Äpfeln und vergoldeten oder versilberten Nüssen bestand, ist eine Überfülle nützlicher und unnützer Geschenke geworden. Große Industriezweige sind nur oder hauptsächlich auf das Weihnachtsgeschenk eingestellt. Aus dem Fest derb heiterer mittelalterlicher Völlerei wandelte sich der heilige Abend in ein Fest der Süßigkeiten und Spielsachen, die Erwachsenen traten mehr zurück und das Kind triumphierte zu Ehren des Christkinds! Die innere Berechtigung von Spiel und Spielzeug wird sonst nirgends in gleichem Maße erkannt und anerkannt, als durch die Geschenksitte in „seliger, fröhlicher Weihnachtszeit".

Ist der Tannenbaum heute in den meisten Ländern Sitte geworden, wenn auch unter den romanischen Völkern nur als Nachahmung in städtischen Kreisen, er hat bei uns einen Genossen bekommen, der von Westen her immer mehr vordringt und in vielen deutschen Häusern heimisch geworden ist. Der Mistelzweig, der als Wünschelrute schon im grauen Altertum bekannt war, gehört nun zum Fest. Die Mistel wird erwähnt in den Gesängen der altnordischen Edda und in der Aeneis des Virgil, sie hat sich im Norden als Symbol der wiederbelebten Sonnenkraft erhalten und wird in England wie in Frankreich dermaßen als Weihnachtsgrün begehrt, daß man sie an der bretonischen Küste künstlich züchtet. Wo sie in Deutschland in Büscheln von der Zimmerdecke herabhängt, dürfen sich nach altem Brauch die Liebespaare küssen, die „zufällig" darunter zusammentreffen.

Dieser Kuß unter der Mistel ist so ziemlich alles, was von jenen Zeiten übriggeblieben ist, als Weihnachten mit Possen gefeiert wurde und als Narrenfest galt, an dessen Stelle dann der Karneval rückte.

Die Ausgelassenheit der Renaissance hat sich für das deutsche Weihnachten in Stimmung umgesetzt, es ist ein Fest des Gemütes geworden.

Das Postamt des Weihnachtsmannes.

Der Postmeister von Santa Claus — Kinderglaube und Geschäft in USA — Auch etwas für Briefmarkensammler.

Wir wissen alle, daß unsere Post in den Weihnachtswochen unter Hochdruck arbeitet, daß ihre Ämter im Zeichen des Paketverkehrs brodelnden Hexenkesseln gleichen, da doch möglichst alle Wunschzettel pünktlich erfüllt werden sollen. Daß es aber ein Postamt gibt, das sozusagen vollkommen in den Diensten des Weihnachtsmannes steht und sogar seinen Namen trägt, dürfte bei uns nur wenigen Leuten bekannt sein.

In den Vereinigten Staaten gab es bis vor kurzem in Indiana zwei verschiedene Orte des Namens Santa Fé, der übrigens auch noch in anderen Ländern mehrfach vorkommt. Da diese gleichartige Bezeichnung im Staate Indiana zu postalischen Unzuträglichkeiten geführt hatte, wurde im Jahre 1927 das kleinere Santa Fé, das nur etwa 500 Einwohner zählt, in Santa Claus umgetauft. Das heißt aber „der heilige Nikolaus" und ist in der Tat zugleich der amerikanische Ausdruck für unser Wort Weihnachtsmann. Da dieser Begriff sich bei den Amerikanern fast noch größerer Beliebtheit und Volkstümlichkeit erfreut als bei uns und in anderen Ländern, so ist es nicht weiter erstaunlich, daß die Einführung dieses Ortsnamens Santa Claus auch gewisse Folgen für den Verkehr des dortigen Postamts haben mußte. Daß diese postalischen Begleiterscheinungen jedoch einen geradezu phantastischen und eben echt amerikanisch „unbegrenzten" Umfang annehmen würden, hatte freilich niemand geahnt.

Man hatte nicht mit der kindlichen Phantasie gerechnet. Santa Claus — das konnte doch nur die Heimat und Werkstatt des Weihnachtsmannes sein! In wenigen Jahren verbreitete sich diese Anschauung in der amerikanischen Kinderwelt mit unwiderstehlicher Gewalt, und so werden seit dem Bestehen des Ortes Santa Claus in alljährlich wachsender Mengen die Wunschzettel der amerikanischen Kinder an den Weihnachtsmann in felsenfester Überzeugung dorthin adressiert. Auf Grund des selten vergessenen Absendervermerks werden sie dann an die zuständigen Eltern weitergeleitet. Andererseits wird es in den Vereinigten Staaten immer beliebter, die postalischen Weihnachtspakete zunächst nach Santa Claus zu schicken, sie dort mit dem beliebten Santa Claus-Poststempel versehen und dann an Hand beigefügter Anweisungen an die glücklichen Empfänger weiterbefördern zu lassen. Auch die elterlichen Mahnbriefe, die ein tadelloses Verhalten zur Bedingung für die Erfüllung von Weihnachtswünschen machen, werden in allen Fällen, in denen es nötig erscheint, zuerst nach Santa Claus geschickt. Dort erhalten die Umschläge den begehrten und zugleich gefürchteten Poststempel, dem zuweilen noch ein Bildchen des heiligen Nikolaus selbst beigefügt ist, und gelangen dann in die Hände der kleinen Adressaten. Es soll in der Jugend Nordamerikas zu keiner anderen Zeit soviel Bravheit herrschen wie in den Wochen vor dem Christfest, wenn der Briefträger die „echten" Mahnschreiben des Weihnachtsmannes mit dem Stempel Santa Claus bringt! Der Poststempel als Erzieher . . .

Von der Ausdehnung dieses drolligen amerikanischen Brauches und von der Arbeitslast, die er für das Weihnachtspostamt mit sich bringt, macht man sich schwerlich einen Begriff. Vom November ab muß das Personal ganz erheblich verstärkt werden, so daß es die Einwohnerzahl des kleinen Ortes bei weitem übersteigt. In den Wochen vor dem Fest handelt es sich bei den täglich zu bewältigenden Briefen und Paketen um fünf- und sechsstellige Zahlen, und in den letzten Weihnachtstagen der vergangenen Jahre konnte das Postamt von Santa Claus sogar mit Millionenstatistiken aufwarten! In dieser Zeit pflegen auch große Warenhäuser der Vereinigten Staaten und Kanadas von diesem Ort aus ihre Kataloge und Prospekte zu versenden und dann einen großen Teil ihrer Weihnachtslieferungen ausführen zu lassen, wobei mitunter bis zu 150 000 Stück gleichzeitig in Frage kommen. Dafür bedient man sich besonderer, eigens zu diesem Zweck in Santa Claus gegründeter Versandfirmen.

An den „Weihnachtsmann persönlich", den Postmeister Jim Martin, der bereits eine gewisse Berühmtheit genießt, gelangen nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus sämtlichen englisch sprechenden Ländern in allen Erdteilen ungezählte Kinderbriefe mit Wunschzetteln, und sie werden pünktlich bestellt, obwohl sie häufig keine genauere Adresse tragen als „To the Santa Claus" — An den Weihnachtsmann St. Nikolaus. Daß darin oft rührende oder unfreiwillig humorvolle Bitten vorgebracht werden, kann man sich denken.

Schließlich haben auch die Sammler ihr Augenmerk auf dieses einzigartige Postamt gerichtet. Tausende von Poststempel-Liebhabern aus vielen Ländern wenden sich an Mister Jim Martin, schicken ihm das nötige Rückporto ein und bitten ihn um Zusendung eines Briefumschlages mit dem möglichst deutlichen Poststempel Santa Claus. Auch alle diese Wünsche sollen stets prompt erfüllt werden. Daß im übrigen die amerikanische Postverwaltung den alljährlichen Ansturm auf das kleine Postamt in Indiana nicht ungern sieht und ihm einen ehrenvollen Platz auf der Einnahmenseite ihrer Jahresbilanz einräumt, bedarf eigentlich kaum noch der Erwähnung! **M. Büttner.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.